

*Über die Autorin:*

Vor ihrem Bestsellererfolg »Das Haus der Hildy Good« hat Ann Leary bereits ein sehr erfolgreiches Memoir und einen weiteren Roman geschrieben. Außerdem arbeitet sie als Radiomoderatorin und als Journalistin für verschiedene Magazine. Ann Leary lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Connecticut.

ANN LEARY

**DAS  
HAUS  
DER  
HILDY  
GOOD**

**ROMAN**

Aus dem Amerikanischen  
von Sabine Thiele

**DROEMER** 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»The Good House« bei St. Martin's Press, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe April 2018  
Droemer Taschenbuch

© 2012 Ann Leary

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Hannah Brosch

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Coverabbildung: interfoto/imageBROKER/Oleksiy Maksymenko

Satz: Nadine Clemens, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30637-6

**FÜR DENIS**



# KAPITEL 1

Ich muss nur einmal durch ein Haus gehen und weiß danach mehr über seine Bewohner als ein Psychiater nach jahrelangen Therapiesitzungen. Ich erinnere mich, dass ich eines Abends mit Peter Newbold darüber scherzte, dem Therapeuten, an den ich das Büro über meinem vermietet habe.

»Wenn du das nächste Mal einen neuen Patienten annimmst«, sagte ich, »werde ich mich in sein Haus schleichen. Während du dir Notizen über seinen Hintergrund, seine Träume, Obsessionen oder was auch immer machst, werde ich mit einer Taschenlampe den Dachboden durchstöbern, ein paar Schränke öffnen und mir die Schlafzimmern ansehen. Wenn wir dann später unsere Beobachtungen vergleichen, werde ich garantiert ein deutlicheres Bild vom seelischen Zustand des Patienten haben als du.« Natürlich neckte ich den guten Doktor nur, aber ich habe schon Häuser verkauft, als er noch in die Grundschule ging, und ich stehe zu meiner Theorie.

Ich mag Häuser, denen man ansieht, dass darin jemand wohnt. Normale Abnutzungserscheinungen sind gesund; ein Haus, das zu aseptisch ist, wirkt auf mich genauso besorgniserregend wie ein völlig heruntergekommenes. Alkoholiker, Messies, zwanghafte Esser, Süchtige, spezielle sexuelle Neigungen, Schürzenjäger, Depressive – ich kann sie alle an den abgewohnten Winkeln ihres Nestes erkennen. Man riecht einfach den rauchigen Gestank von schalem Scotch und Zigarettenqualm, egal wie viele Kerzen mit Vanilleduft jemand angezündet hat. Tiergerüche steigen zwischen den Dielenbrettern auf, auch wenn die Katzenfrau und ihre Lieblinge schon vor Monaten aus dem Haus entfernt wurden. Das Schlafzimmer, das zu *seinem* wurde, und das Gäste-

zimmer, in dem *sie* mittlerweile schläft. Ich könnte noch so viele andere Beispiele nennen.

Ich muss ein Haus nicht betreten, um eine Diagnose zu stellen, normalerweise reicht ein Blick vom Straßenrand. Das Haus der McAllisters ist dafür das beste Beispiel. Ich würde gerne meine ursprünglichen Beobachtungen hinsichtlich Rebecca McAllister mit Peter besprechen. Dass sie depressiv war, zum Beispiel. Eines Morgens Ende Mai fuhr ich bei den McAllisters vorbei, kurz nach ihrem Einzug, und sah, wie Rebecca im Morgennebel einjährige Pflanzen entlang des Gartenwegs einsetzte. Es war noch nicht mal sieben Uhr, doch sie war sicher schon einige Stunden bei der Arbeit. Sie trug ein fast durchsichtiges weißes Nachthemd, das schweißfeucht und voller Erde war. Der Verkehr nahm zu, doch Rebecca war so in ihre Gartenarbeit versunken, dass es ihr nicht in den Sinn gekommen war, ordentliche Kleidung anzuziehen.

Ich hielt an und begrüßte sie aus dem Autofenster. Wir unterhielten uns einige Minuten über das Wetter und darüber, wie es den Kindern in der neuen Schule gefiel, doch dabei bemerkte ich eine gewisse Traurigkeit, mit der Rebecca die Blumen pflanzte – als ob sie jeden Setzling in ein kleines Grab legte. Sie pflanzte leuchtend rote Impatiens. Es hat immer etwas Verzweifeltes, wenn man eine so kühne Farbe für die Vorderseite des Hauses wählt. Ich verabschiedete mich, und als ich im Rückspiegel zu Rebecca blickte, sah es aus der Entfernung so aus, als führte eine dünne Blutspur vom Haus bis zu dem Punkt, an dem sie im Gras kniete.

»Ich habe ihr gesagt, ich würde die Arbeit übernehmen, aber sie wollte es unbedingt selbst machen«, erzählte mir Linda Barlow, die Landschaftsgärtnerin der McAllisters, später auf der Post. »Ich glaube, sie ist einsam in dem Haus. Ihren Mann sehe ich fast nie.«

Linda wusste, dass ich der Familie das Haus verkauft hatte,

und sie schien andeuten zu wollen, dass ich es irgendwie versäumt hätte, dafür zu sorgen, dass sich Wendovers neueste Er-rungenschaft hier gut einlebt – die McAllisters. Die *wunderbaren McAllisters*, wie Wendy Heatherton sie gern nennt. Wir hatten zusammen den Hauskauf vermittelt. Ich hatte das Ob-jekt – Wendy von Sotheby's hatte die wunderbaren McAllisters.

»Es dauert seine Zeit«, sagte ich zu Linda.

»Mag sein«, antwortete sie.

»Wendy Heatherton gibt nächstes Wochenende eine Party für sie. Da werden sie viele nette Leute treffen.«

»Oh ja, all die netten, schicken Menschen«, erwiderte Linda lachend. »Gehst du hin?«

»Ich muss.« Ich blätterte durch meine Post. Hauptsächlich Rechnungen. Rechnungen und Werbesendungen.

»Ist es schwer für dich, auf Partys zu gehen? Also ... jetzt?« Linda berührte sanft mein Handgelenk und senkte die Stimme.

»Was meinst du mit *jetzt*?«, schnappte ich.

»Oh ... nichts, Hildy«, stotterte sie.

»Nun, guten Abend, Linda«, sagte ich und drehte mich um, damit sie nicht sah, wie rot ich geworden war. Man stelle sich das vor – Linda Barlow machte sich Sorgen, ob es für *mich* schwer war, auf Partys zu gehen. Ich hatte die arme Linda seit der High-school auf keiner Feier mehr gesehen.

*Und wie sie Rebecca McAllister bemitleidet hat.* Rebecca war mit einem der wohlhabendsten Männer New Englands verheiratet, hatte zwei entzückende Kinder und lebte auf einem Anwesen, das einst Richter Raymond Barlow gehört hatte – Lindas Großvater. Linda hatte als Kind in dem großen alten Haus gespielt, mit diesem herrlichen Blick auf den Hafen und die Inseln, aber dann war der Familie das Geld ausgegangen, das Grundstück hatte ein paar Mal den Besitzer gewechselt, und jetzt lebte Linda in einem Apartment über der Apotheke in Wendover Crossing. Rebecca bezahlte Linda für die Pflege der Pflanzen –



die üppigen Pfingstrosen, die duftenden Teerosen, die Flieder- und Geißblattbüsche und die leuchtenden Beete voller Lilien, Narzissen und Schwertlilien –, die ihre eigene Großmutter zum Teil vor über einem halben Jahrhundert gepflanzt hatte.

Es war schon lächerlich, dass sie sich Sorgen um mich machte, doch Rebecca zu bemitleiden war geradezu absurd. Ich zeige vielen wichtigen Leuten Häuser – Politikern, Ärzten, Anwälten, dem einen oder anderen Prominenten –, doch als ich Rebecca zum ersten Mal sah, an dem Tag, an dem ich ihr das Barlow-Anwesen zeigte, fehlten mir zugegebenermaßen die Worte. Mir kam eine Zeile aus einem Gedicht, das ich mit einer meiner Töchter zusammen für die Schule gelernt hatte, in den Sinn.

*Ich kannte eine Frau, so durch und durch zauberhaft.*

Rebecca war da etwa dreißig oder einunddreißig. Ich hatte Brian McAllister vor der Besichtigung gegoogelt und daher erwartet, einer älteren Frau zu begegnen. Die Leute mussten ihn für ihren Vater halten, dachte ich damals, obwohl sie ein sehr weises und kluges Gesicht hatte. Ein gewisser Gleichmut lag in ihren Zügen, den Frauen normalerweise erst bekommen, wenn ihre Kinder erwachsen sind. Rebeccas Haar ist dunkel, fast schwarz, und an diesem Morgen hatte sie es zu einem unordentlichen Pferdeschwanz zusammengebunden und einen bunten Schal darumgeschlungen. Doch man konnte sehen, dass es sehr lang und wellig sein musste. Sie schüttelte mir lächelnd die Hand. Sie gehört zu den Menschen, die hauptsächlich mit den Augen lächeln, und ihre Augen waren im einen Moment grau, im nächsten grün. Wahrscheinlich lag das am Licht.

Sie war damals etwas dünn, doch ihr gesamter Körperbau ist schmal, und sie war nicht so abgezehrt, wie sie später wirkte. Sie war eine grazile, kleine Frau und wunderschön. *Sie bewegte sich in Kreisen, und diese Kreise bewegten sich.* Dasselbe Gedicht, ich erinnere mich immer noch nicht an den Autor, aber sie war eine dieser von Natur aus anmutigen Frauen, neben denen man

sich immer wie ein gestrandeter Wal vorkommt. Ich bin nicht dick, aber ein paar Kilo weniger könnten nicht schaden. Wendy Heatherton von Sotheby's ist schlank, aber sie hatte auch diverse Fettabsaugungen und Hautstraffungen. Keine Ahnung, wen sie damit täuschen wollte, als sie vor einigen Jahren die ganze Zeit über ihre Gallenblasenoperation redete.

Es ist allgemein bekannt, dass die McAllisters ein Vermögen in die ein Jahr dauernde Renovierung des alten Barlow-Anwesens gesteckt haben. Brian McAllister – für die, die ihn nicht kennen – ist einer der Begründer von R. E. Kerwin, einem der weltgrößten Hedgefonds. Er verbrachte seine Kindheit im Erdgeschoss eines der typischen mehrstöckigen Häuser in South Boston, mit vier Brüdern und einer Schwester, und hatte es noch vor seinem fünfzigsten Geburtstag zum Milliardär gebracht. Wenn er jemand anderen geheiratet hätte, würde er wahrscheinlich in einer Villa in Wellesley oder Weston mit massenhaft Personal leben, doch er hatte sich für Rebecca entschieden, die sich lieber selbst um alles kümmerte, da sie mit Bediensteten und dafür fast ohne Eltern aufgewachsen war.

Warum ich so viel über die McAllisters weiß? Ich kenne nicht nur ihr Haus, ich weiß fast alles, was in dieser Stadt passiert. Irgendwie erfahre ich es immer. Ich komme aus einer alteingesessenen Familie, ich bin eine direkte Nachfahrin von Sarah Good, einer der Frauen, die man in Salem als Hexe verurteilt und gehängt hat. Meine Klienten lieben es, wenn ich dieses Detail in unsere Unterhaltungen einfließen lasse. Dass ich von der Hexe abstamme, die man so entzückend und ironisch Goodwife Good nennt. (Ja, ich lache immer mit, als ob es mir noch nie in den Sinn gekommen sei, »gute alte Goody Good« zu sagen.) Das und die Tatsache, dass meine Familie seit dem siebzehnten Jahrhundert in Salem und hier im nahen Wendover, Massachusetts, lebt.

Mein Mann Scott sagte immer, dass man mich früher auch als

Hexe gehängt hätte. Er meinte es als eine Art Kompliment, man mag es kaum glauben, und er hat recht. Ich entspreche dem, was man sich landläufig unter einer Hexe vorstellt, ganz gut, vor allem seit ich mich auf der dunklen Seite der mittleren Jahre befinde. Ich heiße Hilda mit Vornamen, was laut meinen Kindern wie ein Hexenname klingt, aber alle nennen mich Hildy. Ich lebe allein; meine Töchter sind erwachsen, und mein Mann ist nicht länger mein Mann. Ich spreche mit Tieren. Das wäre sicher schon ein Warnzeichen gewesen. Manche Menschen denken, dass ich hellseherische Kräfte habe, was nicht stimmt. Ich kenne nur ein paar Tricks. Ich weiß einiges über Menschen an sich und, wie ich schon sagte, besonders viel über diejenigen in meiner Umgebung.

Nun, es gehört auch zu meinem Job, alles über alle zu wissen. Ich bin die Top-Immobilienmaklerin in einer Stadt, die sich auf Antiquitäten und Immobilien spezialisiert hat. Früher waren das Schiffsbau und Muscheln, doch die letzte Werft in Wendover hat vor über dreißig Jahren geschlossen. Diejenigen von uns, die nicht von brandneuem Risikofondsgeld leben, verkaufen nun überteuerte Grundstücke mit Meerblick an die mit dem Geld. Man kann hier immer noch Muscheln sammeln, die Gezeitenmarsch unten bei Getchell's Cove ist ein guter Ort dafür, aber man kann nicht mehr davon leben. Selbst die Muscheln bei Clem's Famous Fried Clams kommen tiefgefroren aus Nova Scotia. Nein, am ehesten kann man hier oben mittlerweile mit Immobilien Geld verdienen: dem Verkauf, der Verwaltung, Restaurierung und dem Unterhalt dieser unbezahlbaren Grundstücke am Wasser, die früher Marschland und Farmen waren, jetzt jedoch vom *Boston Magazine* als »Die neue Goldküste der North Shore« bezeichnet werden.

Zufällig besitzt Brian McAllister das *Boston Magazine*. An dem Tag, an dem wir uns kennenlernten, nachdem ich ihm sein zukünftiges Haus gezeigt hatte, deutete er auf eine Ausgabe der

Zeitschrift, die im Auto auf dem Sitz neben mir lag, und sagte:  
»Hey, Sie haben da meine Zeitschrift, Hildy.«

»Wirklich? Oh, dann nehmen Sie sie. Mein Exemplar muss dann hier irgendwo sein.«

»Nein.« Brian lachte. »Ich besitze es. Das Boston Mag. Ich bin der Verleger. Habe es letztes Jahr mit einem Freund zusammen gekauft.«

*Na, da ist aber einer wichtig, ein echter Teufelskerl*, dachte ich. Ich hasse reiche Leute. Nun, ich nage auch nicht gerade am Hungertuch, aber ich hasse alle anderen reichen Leute.

»Es ist eine meiner Lieblingszeitschriften«, erwiderte ich.

Ich hatte ihm schließlich ein Zwei-Millionen-Dollar-Haus gezeigt, ein Haus, das seine Frau in Gedanken bereits ausgeweidet und neu erbaut hatte; frisch gestrichen, möbliert, die Leitungen erneuert und dramatisch beleuchtet – alles in den wenigen Tagen, seit wir es zusammen besichtigt hatten.

»Wir können Ihnen sicher einen Werbeanzeigenrabatt auf den Immobilienseiten geben, wenn Sie wollen«, bot Brian an.

»Das wäre großartig, Brian, danke«, sagte ich.

Und hasste ihn ein bisschen weniger.

## KAPITEL 2

Wendy Heatherton veranstaltet immer gern Partys für ihre wunderbaren Klienten. Das ist ihre Art, sich für die gemeinsamen Geschäfte zu bedanken und ihre Klienten anderen Leuten vorzustellen, die Wendy auch ganz wundervoll findet. Ihr Sohn Alex und sein Partner Daniel kümmern sich immer um die Vorbereitungen. Daniel ist Raumausstatter, Alex sammelt Antiquitäten. Für die McAllister-Party sollte das Dinner im Garten stattfinden. Alex und Daniel stellten eine Reihe Bankettische unter einem blühenden Magnolienbaum auf und hängten Papierlaternen in die Äste. Sie breiteten Wendys antike weiße Leinentischdecken auf den Tischen aus und deckten sie mit ihrem besten Silber, Porzellan und Kristallgeschirr, was für ein Dinner unter freiem Himmel überraschend und überaus erfreulich war. Hohe Silbervasen quollen schier über vor duftendem Flieder. Zitronellafackeln säumten den Weg vom Haus zum Tisch und darum herum, um die Insekten abzuhalten. Es war »einfach magisch«, wie alle zu Wendy, Alex und Daniel sagten. Und das war es wirklich.

Die Feier begann abends um sieben, aber ich kam erst kurz vor acht, weil ich keine Cocktails mehr trinke. Ich bin »auf dem Weg der Besserung«. Ich besuche nicht viele Partys, doch wenn, dann versuche ich kurz vor dem Essen einzutreffen und mich gleich nach dem Dessert wieder zu verabschieden. Am Abend der McAllister-Party kam ich zur selben Zeit wie Peter und Elise Newbold. Peter, Elise und ihr Sohn Sam wohnen unter der Woche in Cambridge, weil Peter Psychiater am McLean Hospital im nahe gelegenen Belmont ist. Er hat eine kleine Praxis sowohl in Cambridge als auch hier in Wendover, wo er allerdings nur freitags und manchmal auch samstags Patienten empfängt.

Während wir die Eingangsstufen zum Haus der Heathersons hinaufgingen, klopfte Peter mir auf die Schulter und meinte: »Na, wenigstens kennen wir einen Menschen hier.« Dann sagte er zu seiner Frau: »Elise, du kennst Hildy Good, nicht wahr?«

Elise antwortete trocken: »Nein, Peter, ich habe noch nie von Hildy Good gehört.«

Peters Praxis befand sich seit Jahren in dem Haus, in dem die Räumlichkeiten von Good Realty untergebracht sind und das mir gehört, Elise hatte ich allerdings tatsächlich erst ein paar Mal getroffen. Sie unterrichtet Kreatives Schreiben in Cambridge, aber ich kann mich nicht erinnern, was sie selbst schreibt. Lyrik vielleicht. Seit Sam ein Teenager ist, verbringt er auch die Wochenenden in Cambridge bei seinen Freunden, und Elise zog es meiner Einschätzung nach sowieso nie besonders nach Wendonover, weshalb Peter in den letzten Jahren viele Wochenenden allein hier verbracht hat. Er sagte mir allerdings, dass es ihn nicht störe und er so mehr Zeit für sein neues Buch hätte – *Die Psychologie von Gemeinschaften* hieß es, glaube ich.

Als wir das Haus betraten, führte uns eine junge Frau durch das Wohnzimmer hinaus auf die hintere Terrasse, wo die Cocktails serviert wurden. Sie fragte uns, was wir trinken wollten, und Peter bat um ein Bier. Elise fragte, welchen Weißwein es gab. Beide Alternativen entlockten ihr nur ein Naserümpfen, doch schließlich entschied sie sich für den Pinot Grigio.

Ich bestellte ein Mineralwasser mit Zitrone.

Meine Töchter, Tess und Emily, hatten mich im letzten Jahr mit meiner ganz persönlichen »Intervention« überrascht, die Lieben. Emily lebt in New York, Tess in Marblehead, das etwa zwanzig Minuten von hier entfernt liegt. Eines kalten Abends kurz nach Neujahr luden mich Tess und ihr Mann Michael zum Abendessen ein. Ihr Sohn Grady war da noch ein Säugling, und ich freute mich sehr auf den Besuch. Tess war seit der Geburt des

Babys ziemlich distanziert gewesen. Mir gegenüber zumindest – Michaels Mutter Nancy war die ganze Zeit bei ihnen.

»Ich passe liebend gern auf Grady auf, jederzeit«, sagte ich oft zu Tess. »Du und Michael solltet mal essen gehen und ins Kino. Lasst Grady bei mir.«

»Nancy wohnt doch hier in Marblehead. Es wäre mir unangenehm, dich den ganzen Weg herkommen zu lassen«, antwortete Tess regelmäßig. Ich erklärte ihr, dass es mir wirklich nichts ausmachte, aber sie fragte mich nie, wollte mich also vermutlich wirklich nicht beanspruchen.

An diesem speziellen Abend fuhr ich also nach Marblehead und sah überrascht zwei Autos in Tess' und Michaels Auffahrt, zusätzlich zu ihren eigenen Wagen.

»Hallo?«, rief ich fröhlich, als ich die Tür öffnete. Ich fühlte mich richtig gut. Am Nachmittag hatte ich einen Deal abgeschlossen und diesen mit meinen Klienten danach in der Warwick Tavern gefeiert. Ich hatte einen oder zwei Drinks gehabt. Drei, maximal. Ich spazierte in Tess' Wohnzimmer und sah mich schockiert Emily und ihrem Freund Adam gegenüber, die den ganzen Weg von New York hergekommen waren. Auch Sue Peterson war da. Meine Sekretärin Sue. Eine weitere Frau befand sich im Raum, stämmig, mit kurzem, messingfarbenem Haar (nun ja, tatsächlich war es orange). Alle erhoben sich von ihren Sitzplätzen. Alle lächelten mir mitfühlend zu, und meine erste Befürchtung war, dass Grady etwas zugestoßen war. Meine Knie wurden weich, ich hatte Mühe, mich aufrecht zu halten.

»Mom«, sagte Tess und blinzelte gegen ihre Tränen an. »Setz dich bitte.«

Sie führte mich zum Sofa, wo ich dann zwischen ihr und Emily saß. Ich machte mir immer noch große Sorgen wegen meines Enkels. Das hatten Tess und Emily noch nie verstanden und wertgeschätzt: dass alles, was ich je getan habe, immer nur

für sie war. Dass meine größte Sorge immer *ihr* Wohlergehen ist. Ihres und jetzt Gradys.

Jeder weiß wahrscheinlich, wie so etwas abläuft. Die Mädchen trugen abwechselnd in quälenden Einzelheiten meine angeblichen Alkoholverbrechen vor. Wie ich bei Emilys Abschlussfeier zu viel getrunken hatte. Der Abend, als ich vor dem Thanksgiving-Essen »bewusstlos wurde« (ihre Worte, nicht meine – ich habe nur ein Nickerchen gemacht). Die Male, an denen ich aus meinem Auto »gestolpert« sei, und wie besorgt sie immer wären, wenn ich darauf bestand, selbst nach Hause zu fahren. Dann natürlich die Festnahme wegen Alkohols am Steuer. Man hatte mich im Sommer zuvor auf dem Heimweg von Mamie Lang erwischt. Mamie ist meine älteste Freundin, wir kennen uns seit der dritten Klasse, und eines Abends hatten wir einen über den Durst getrunken, und als ich nach Hause fuhr, betrachtete ich den Mond durch das Beifahrerfenster. Ich fuhr an den Salzwiesen vorbei, und der hellorangefarbene Mond schien über die Spitzen des feinen Seegrases zu tanzen, wie ein verspielter Ballon. Ich war auf der Atlantic Avenue, und als ich mich dem Stopp-Schild an der Route 122 näherte, sah ich das Auto. Ich hielt an. Doch ich schätzte wohl den Abstand falsch ein und fuhr ihm leicht hinten auf. Berührte ihn eigentlich kaum. Eine kleine Delle im Kotflügel, mehr nicht, aber bei meinem Glück war es ein State Trooper. Trooper Sprenger. Ausgerechnet. Unser anderer örtlicher Polizist war früher mal mit Emily zusammen und der einzige Polizist in unserer Stadt. Außerdem ist Sleepy Haskell der beste Freund meines Bruders Judd. Sprenger hatte ich noch nie getroffen, und er hatte keine Ahnung, wer ich war.

Bei meiner Inquisition – oh, Entschuldigung, Intervention – hörte ich also zu, wie die Mädchen meine verschiedenen peinlichen Ausrutscher aufzählten wie in Tränen aufgelöste kleine Richterinnen. Irgendwie hatten sie Sue überzeugt, sich ihnen anzuschließen, und diese stotterte etwas davon, dass auch unse-



re Klienten es schon bemerken würden. Alle anderen Makler wüssten es auch. Sie weinte ebenfalls, und wie meine Töchter stürzte sie sich schließlich auf mich und weinte an meinem Hals. Ich habe es nicht so mit dem Umarmen, aber ich legte meine Arme um sie alle und versuchte, angemessene Antworten zu geben.

»Oh«, flüsterte ich wohl, »das ist eine interessante Sichtweise.«  
*Also wirklich, was sollte man auch sonst sagen?*

Ich wusste, argumentieren hatte keinen Sinn, ebenso wenig wie meine Sicht der Dinge schildern. Ich hatte die Autobiographie von Betty Ford gelesen. Man kann nicht beweisen, dass man kein Alkoholiker ist, wenn alle anderen die Sucht festgestellt und einem unter Tränen erklärt haben, welche Auswirkungen deine »Krankheit« auf sie hat. Je mehr man dagegenredet – »leugnet« –, desto mehr heizen sie die Flammen der Scham an, die um einen seit Beginn der Konfrontation herumtanzen.

Doch es gab Hoffnung. Jenny mit dem orangefarbenen Haar war aus Hazelden. Sie schlug eine Lösung vor: ein 28-Tage-Programm in Minnesota.

»Das geht nicht«, erwiderte ich. »Ich muss mich um mein Geschäft kümmern.«

»Ich habe schon alles organisiert«, flötete Sue. »Im Moment ist nicht viel los, Wendy wird deine Klienten übernehmen (Wendy Heatherton war zu dem Zeitpunkt meine Geschäftspartnerin). Es ist ja nur ein Monat. Wir werden sagen, du bist in Florida.«

Sue kümmerte sich um alles, und ich kümmerte mich einige Wochen nach meiner Rückkehr aus Minnesota um Sue. Ich feuerte sie.

Auf Wendys Party stand ich bei Peter und Elise und musterte die anderen Gäste auf der Suche nach bekannten Gesichtern, als sich uns Wendy anschloss. Wendy ist nicht nur dürr und ge-

schwätzig, sondern auch eine große Händchenhalterin. Sie schüttelt einem nicht einfach nur die Hand, nein, sie packt sie mit beiden Händen und legt den Kopf so schief, dass sie lächelnd ihre Schokoladenseite zeigen kann – oder was sie dafür hält.

»Peter, Elise, Hildy«, rief sie und okkupierte unsere Hände, wobei sie den Kopf hierhin und dorthin drehte. »Ich freue mich so, dass ihr Zeit hattet. Ihr kommt gerade rechtzeitig. Das Dinner beginnt gleich, aber zuerst möchte ich euch unsere wunderbaren Ehrengäste vorstellen, die McAllisters. Hildy, du kennst natürlich Brian und Rebecca schon.«

Wendy führte uns auf die andere Seite der Terrasse, auf der die Leute dichtgedrängt standen. Sie hielt immer noch Peters Hand, worauf er sich umdrehte und nach Elise' Hand griff. Als ich ihnen folgte, spielte ich einen kurzen Moment mit dem Gedanken, Elise' schmale Taille zu umfassen und eine Polonaise zu tanzen.

Linda Barlow gegenüber hatte ich es nicht zugeben können, aber ich hasse Partys mittlerweile aus tiefstem Herzen.

Endlich standen wir in einer Ecke der Terrasse, wo sich eine Runde um Brian McAllister gebildet hatte, der über die Boston Bruins sprach. Viele in der Gegend wussten, dass er stiller Teilhaber des Vereins war, zusammen mit Jeremy Jacobs und einigen anderen. Nun ja, wir sind hier in Massachusetts. Die meisten Menschen hier sind Eishockey-Fanatiker. Jeder hatte Fragen zu den Neueinkäufen und in welche Richtung sich das Team entwickeln würde. Mamies Ehemann Boatie, ein etwas anstrengender Republikaner aus einer alten Brahmanen-Familie, schaltete sich einige Male ein, um über Phil Esposito und Bobby Orr zu schwadronieren und die guten alten Bruins von damals.

»Warten Sie, bis die Saison anfängt«, versprach ihm Brian lächelnd und trank sein Bier in großen Schlucken. »Ich glaube, sie wird ganz großartig.«

Rebecca stand ein wenig abseits. Ich ging zu ihr, um sie zu

begrüßen. Die Newbolds taten es mir nach, und ich stellte sie vor. Sie schüttelten sich alle die Hände, und dann blickte Rebecca zu Peter auf, sie war ja so winzig und zart, und sagte: »Haben wir uns nicht schon mal getroffen? Sie kommen mir so bekannt vor ...«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Peter und musterte sie sorgfältig. »Ich glaube nicht. Ich habe ein Allerwelts Gesicht und werde oft verwechselt.«

Rebecca lächelte zu ihm auf und schien nicht überzeugt, während er sagte: »Ihr Mann hat sicher genug davon, dass jeder mit ihm über Eishockey reden möchte.«

»Nein, im Gegenteil, es macht ihn richtig an«, erwiderte sie.

Ich sah, wie Peter zu Brian blickte und Rebecca belustigt zulächelte.

»Was sind Sie von Beruf?«, fragte Elise Rebecca.

»Äh, nun, nichts«, antwortete diese nervös lachend.

Sie wirkte plötzlich befangen, und ich musste den Impuls unterdrücken, Rebecca dicht zu mir zu ziehen, wie eine Mutter ein schüchternes Kind vor einem Fremden schützen würde. Elise fragte Rebecca nur nach ihrer Arbeit, damit diese sie dann nach ihrer fragte und Elise endlos von ihrer Schriftstellerei erzählen konnte.

»Sie sind so hübsch«, bohrte Elise weiter nach. »Ich meine, irgendwo gelesen zu haben, dass Sie modeln oder so etwas?« Sie sagte dies in einem beinahe anklagenden Ton, worauf ein unangenehmes Schweigen folgte, bis Rebecca verwirrt stammelte: »Nein, ich, also, ich habe etwas geschauspielert, aber jetzt kümmer ich mich um meine Kinder.«

»Oh«, meinte Elise. »Aber davor ...?«

»Nun, ich male«, entgegnete Rebecca. »Ich bin früher auf Turnieren geritten. Jetzt richte ich unsere Häuser ein und mache ... nichts.«

Tatsächlich war Rebecca mit gerade mal neunzehn Jahren in

der Auswahl des US Equestrian Teams gewesen. Tatsächlich war sie die Tochter von Colonel Wesley Potter, Mitglied im Kabinett von Carter und früherer CIA-Agent, weshalb die Familie in Deutschland und Afrika gelebt hatte. Tatsächlich war sie mütterlicherseits die Ururenkelin von J. P. Morgan. Man eignet sich solches Wissen über seine Klienten an. Ihr Anwalt redete mit meinem, mein Anwalt mit mir. Und natürlich benutzen wir Makler heutzutage auch Google.

»Wie gefällt es den Kindern in Wendover?«, fragte ich Rebecca.

»Nun, sie lieben den Strand und das neue Haus ...«

»Wie alt sind sie?«, fragte Elise.

Ich spürte Rebeccas Unbehagen. Warum ließ Elise sie nicht in Ruhe?

»Sie sind drei und sieben. Bitte entschuldigen Sie mich«, sagte Rebecca. »Ich muss mir kurz die Hände waschen. Ich war den ganzen Nachmittag im Garten«, erklärte sie, drehte sich um und drängte sich durch die ganzen wundervollen Gäste in das dunkle Haus. Ein paar Minuten später läutete Wendy eine kleine Silberglocke und verkündete, dass das Essen serviert würde, weshalb wir uns alle über den beleuchteten Weg zur Tafel begaben.

Mir gegenüber saß Brian, zu meiner Rechten Peter Newbold, zu meiner Linken meine Freundin Mamie. Mamie achtet sehr darauf, wie viel sie in meiner Gegenwart trinkt. Wir verstehen uns immer noch gut, wenn wir uns sehen, aber ich war schon lange nicht mehr bei ihr eingeladen oder sie bei mir. Wenn man vier Wochen verschwindet, weiß in einer Stadt wie dieser jeder, wo man war. Während meiner Zeit in Hazelden stellte ich mir den Klatsch vor. *Ja, sie hat wirklich immer gern einen gekippt. Erinnerst du dich an die Party der O'Donnells am Unabhängigkeitstag? Die Weihnachtsfeier der Langs? Wurde sie nicht mal wegen Alkohols am Steuer verhaftet?* In dieser Stadt gibt es viele Menschen, die mehr trinken, als ich je getrunken habe, aber mich hat man als Alkoholikerin abgestempelt. Wenn ich mir

hier auf Wendys Party ein Glas Wein geben lassen würde, würden wahrscheinlich alle gleichzeitig nach Luft schnappen und dann gemeinsam versuchen, mir das Glas zu entreißen.

Rebecca saß am anderen Tische, einige Plätze von Brian entfernt, zu dessen Rechten man Sharon Rice plazierte hatte. Sharon ist eine magere Frau in den Fünfzigern, die zu ihren weißen Haaren steht, die sie zu einem Bob geschnitten trägt. Sharon ist die Chefin des Wendover Land Trust, der all die schönen Wälder und Auen und Salzwiesen in und um die Stadt erhält. Sie sitzt außerdem in der Planungsbehörde und im Schulausschuss, ist Präsidentin eines Kunstprogrammes für unterprivilegierte Kinder in Lynn, organisiert wöchentliche Aktivitäten im Wendover-Seniorenzentrum und fährt an den Wahltagen die Alten und Gehbehinderten in die Wahllokale. Ihr Mann Lou ist im Versicherungswesen.

Nachdem er sich den Umsitzenden kurz vorgestellt hatte, stach Brian mit seiner Gabel auf den Salat ein. Statt die Serviette auf seinem Schoß auszubreiten, packte er sie wie einen kleinen Blumenstrauß aus Stoff mit der linken Faust, die auf der Tischkante ruhte.

Sharon räusperte sich schließlich und sagte: »Brian, Rebecca ... ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen, nachdem ich von Wendy schon so viel Gutes über Sie gehört habe.«

»Ja? Schön, Sie ebenfalls kennenzulernen«, murmelte Brian und blickte kaum von seinem Teller auf.

»Wie hat es Sie und Rebecca hier in die Gegend verschlagen?«

»Nun«, antwortete Brian, wischte sich den Mund mit der Serviette ab und sah zu Sharon. »Rebecca war hier auf dem Internat ...«

»Oh, Rebecca, Sie waren in Wendover?«, rief Sharon über den Tisch zu Rebecca.

Diese blickte zu Sharon und wollte gerade etwas antworten, als Brian sagte: »Ja. Sie hat es geliebt, ebenso wie die Gegend hier.

Seit unserer Hochzeit hat sie davon geredet, hierherzuziehen. Wir haben in Boston gewohnt, während die Kinder noch klein waren, aber Rebecca hatte hier Pferde eingestellt, und sie ist auf dem Land aufgewachsen, weshalb sie das für die Kinder auch wollte.«

»Wie gefällt es Ihnen hier?«, fragte Boatie. »Sind Sie nicht ursprünglich aus South Boston?«

»Ja, ich bin ein Stadtkind. Mein Dad gehörte vierzig Jahre lang zur Bostoner Feuerwehr. Die meisten meiner Verwandten leben immer noch dort. Aber uns gefällt es hier sehr gut. Mir macht das Pendeln auch nicht so viel aus, wie ich zuerst dachte. Manchmal schlafe ich unter der Woche ein paar Nächte in der Stadt und arbeite dann Freitag und Montag von hier aus.«

»Ich würde bei Gelegenheit gern einmal mit Ihnen über den Wendover Land Trust sprechen. Bei der letzten Ausschusssitzung fiel Ihr Name«, sagte Sharon.

»Klar, erinnern Sie mich an meine Karte, bevor wir gehen. Ich liebe die Arbeit, die ihr Denkmalschützer hier oben leistet. So bleibt die Gegend so hübsch. Wir würden uns gern daran beteiligen.«

Sharon war geradezu überwältigt von Verzückung und stotterte etwas, wie großartig das doch wäre. Wie wundervoll.

Ach, diese wundervollen McAllisters!

Dann bewunderte Brian meine Uhr. Ich hatte im letzten Jahr nach einem großen Verkauf einer Gewerbeimmobilie etwas Geld auf den Kopf gehauen und mir eine wunderschöne Cartier-Uhr gegönnt. Ich hatte nie edlen Schmuck oder eine Luxusuhr besessen. Dann war mir dieses Schmuckstück in einer Zeitschrift aufgefallen, und ich hatte noch nie in meinem Leben etwas so Schönes gesehen. Also kaufte ich sie. Als Belohnung für mich selbst. Für meinen Erfolg. Für meine Nüchternheit. Ich trage sie nicht jeden Tag und war begeistert, dass jemand sie bemerkte.

»Schöne Uhr haben Sie da, Hilda«, sagte Brian. »Ich habe Rebecca vor einigen Jahren eine Cartier gekauft, aber sie hat sie kaputt gemacht. Sie kann einfach keine Uhren tragen. Irgendwas mit ihrer Körperchemie, irgendeine statische Elektrizität oder eine magnetische Anziehungskraft oder was auch immer, jedenfalls bleiben alle Uhren stehen, sobald sie sie trägt.«

»Davon habe ich schon mal gehört«, meinte Mamie.

»Ja«, erwiderte Brian. »Also, gebt meiner Frau bloß nicht eure Uhren. Sie stört auch die Autoelektronik, jedes Radio und jedes Navigationsgerät gibt den Geist auf, wenn sie fährt. Nicht wahr, Becky?«

Rebecca hatte sich gerade mit Lou Rice unterhalten, der neben ihr saß, und drehte sich mit fragendem Gesichtsausdruck zu Brian. Offensichtlich hatte sie nicht gehört, was er gesagt hatte.

»Ich würde sie nicht in meinem Auto mitnehmen«, sagte Brian.

»Oh, da geht es mir ähnlich«, antwortete ich lachend. »Bei mir gehen die Sachen auch immer kaputt.«

»Nein, das ist etwas anderes«, meinte Brian. »Wir haben jetzt bereits den zweiten Fernseher im Wohnzimmer, und wie lange wohnen wir in dem Haus, Becky? Drei Monate? Sie kommt ihm nicht zu nahe. Oh, und wir hatten noch nie einen Kühlschrank, bei dem die Eiswürfelmaschine funktioniert. In unserem Haus in Aspen, dem Apartment in Boston. Hier. Egal, wie teuer der Kühlschrank war, die Eiswürfelmaschine verweigert den Dienst, sobald Rebecca sie benutzen will.«

Auch Peter Newbold lachte. »Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass das etwas mit Rebeccas Körperchemie zu tun haben könnte?«

Brian trank einen großen Schluck Bier und rief Rebecca zu: »Becky, Baby, erzähl ihm, wie das Kabel des neuen Toasters anfang zu rauchen, als du es eingesteckt hast. Das Ding war nigel-nagelneu! Hey, Becky?«

Rebecca hatte gerade von ihrem Salat essen wollen, wandte

sich dann jedoch an Brian. Ganz offensichtlich fand sie die Anekdote nicht so amüsant wie ihr Mann. Nach einem angespannten Moment lachte sie und sagte: »Ich muss wohl eine Hexe sein.«

Alle lachten, aber ganz ehrlich – es war ein bisschen unangenehm. Dann machte Mamie alles noch schlimmer, als sie über den Tisch brüllte: »Stimmt es, dass Sie Sachen mit der Kraft Ihrer Gedanken kaputt machen können?«

Rebecca erwiderte: »Nicht mit meinen Gedanken. Aber bei mir bleiben Uhren stehen.« Dann wandte sie sich an ihre Sitznachbarn, deutete auf ihr Handgelenk und sagte schulterzuckend ein paar erklärende Worte.

Peter war belustigt. »Ich sage es Ihnen ungerne«, meinte er zu Brian, »aber Ihre Frau hat einfach Pech mit Uhren und Elektronik.«

»Peter ist Arzt«, erklärte ich.

»Ach ja? Was für einer?«

»Ich bin Psychiater«, antwortete Peter. »Wenn es so etwas gäbe, hätten wir das an der Universität sicher behandelt.«

»Aber ich sage euch, ich habe schon mal davon gehört«, schaltete sich Mamie ein. »Das weiß ich genau. Wenn ich daheim bin, google ich das.«

Peter lachte nur leise und schüttelte den Kopf. Dann sah ich, wie er verstohlen über den Tisch zu Rebecca blickte. Sie spielte mit einem der Ringe an ihren schlanken Fingern, und als sie aufsaß und seinen Blick bemerkte, wandte sie das Gesicht ab. Nach einem Moment sah sie wieder zu Peter, der sie immer noch eindringlich musterte.

»Entschuldigung«, sagte er lächelnd und leicht errötend. »Meine Frau wirft mir immer vor, dass ich die Leute anstarre. Das habe ich aus der Arbeit übernommen. Ich soll die Menschen beobachten, mit denen ich arbeite, weshalb ich schließlich jeden als Studienobjekt betrachte.«



»Das ist schon in Ordnung«, antwortete Rebecca.

»Ich wette, dass sie Sie zum Aufhören bringen könnte, mit der Kraft ihrer Gedanken!«, rief die betrunkene Mamie.

»Vielleicht«, sagte Rebecca und lächelte Peter zu. Dieses Mal wandte er nach einem kurzen Moment den Blick ab.

»Apropos Dinge, die man mit dem Geist tun kann«, rief Mamie. »Hildy ist ein Medium!«

»Ach ja?«, fragte Brian. »Sind Sie eine Gedankenleserin, Hildy?«

»Nein«, sagte ich.

»Das ist sie«, bestätigte Mamie. »Es liegt bei ihr in der Familie. Ihre Cousine, ihre Tante, alle haben übersinnliche Fähigkeiten.«

»Stimmt das, Hildy?«, fragte Sharon. »Das wusste ich gar nicht.«

»Nein, es stimmt nicht. Manchmal kann ich Menschen glauben machen, ich könne ihre Gedanken lesen. Aber das ist eine Art Taschenspielertrick, mehr nicht.«

Peg, die Schwester meines Vaters, war ein »Medium« und hat früher ihren Lebensunterhalt mit den Touristen in Salem verdient, die auf der Suche nach dem Okkulten waren. Sie veranstaltete auch daheim sogenannte Lesungen. Meine Cousine Jane und ich haben sie als Kinder immer genau beobachtet und einige Tricks gelernt, die uns zu den Königinnen der Pyjamapartys machten. Ab und zu veranstalte ich selbst zum Spaß so eine Lesung, nur für Skeptiker, aber dafür muss ich in der richtigen Stimmung sein.

»Na los, Hildy. Nimm dir Brian vor«, sagte Mamie.

»Ja, Hildy, zeigen Sie uns, was Sie draufhaben«, sagte Brian, und alle anderen Gäste, selbst Peter, schlossen sich ihm an.

»Oh, na gut«, erwiderte ich. Ich hätte nicht zugestimmt, wenn Brian sich nicht schon als leicht zu lesender Mensch herausgestellt hätte. Ich schwieg einen Moment und sagte dann: »Okay, Brian, bitte denken Sie an etwas aus Ihrer Vergangenheit. Eine

Erinnerung. Ich werde Ihnen einige Fragen präsentieren. Versuchen Sie bitte, nicht zu nicken oder mit den Augen zu reagieren. Hier, im Kerzenlicht, sollte das ja leicht sein. Leichter also für Sie, mir keine Hinweise zu geben. Wollen wir fortfahren?»

»In Ordnung«, antwortete Brian.

»Sie müssen mir Ihre Hand geben.«

Brian reichte mir seine Hand, als sollte ich sie schütteln, doch ich drehte sie und legte sie mit dem Handrücken flach auf den Tisch. Seine Finger krümmten sich leicht Richtung Handfläche, und ich strich sie sanft glatt, so dass auch sie flach auf dem Tisch lagen. Ich ließ meine Hand leicht auf seiner liegen, so dass unsere Finger den Puls des jeweils anderen berührten.

»Schauen Sie mich an, aber bleiben Sie passiv, damit Sie mir keine Hinweise geben. Manchmal verraten sich Menschen, indem sie blinzeln oder nicken. Tun Sie das nicht. Jetzt denken Sie an die betreffende Erinnerung. Denken Sie an ... oh, es ist eine fröhliche Erinnerung«, begann ich.

Dass es so leicht werden würde, hätte ich nicht gedacht.

»Aus Ihrer Kindheit – nein, nicht nicken«, sagte ich.

»Ich habe nicht genickt«, erwiderte Brian lachend.

»Er hat nicht genickt«, bestätigte Sharon.

»Doch, ein klein wenig«, meinte Mamie.

»Pst«, sagte ich. »Es war kein gewöhnlicher Tag, sondern ein spezieller. Vielleicht war es Weihnachten ... nein, es war nicht Weihnachten. War es ... ja, es war Ihr Geburtstag.«

Brian grinste. »Sie sind gut.«

»Hören Sie auf, mir zu helfen«, entgegnete ich. »Sie waren noch ein Kind, aber nicht mehr ganz klein. Sie waren ... neun oder, nein, warten Sie, Sie waren zehn Jahre alt, nicht wahr?«

Brian versuchte schnell ein Pokerface aufzusetzen. Zu spät.

»Es war etwas, das Sie bekommen haben. Ein Geschenk. Denken Sie daran, wo Sie waren, als Sie es gesehen haben. Sie waren nicht im Haus ... nein, Sie waren draußen.«

Brian versuchte ein Lächeln zu unterdrücken.

»Draußen. Man hatte Sie ins Freie gebracht, und Sie sahen es, und Sie waren sehr glücklich. War es ...«

Ich unterbrach mich. Das ist immer eine gute Stelle für eine Pause und um den anderen eindringlich zu mustern, ihm tief in die Augen zu sehen und ein wenig den Kopf zu neigen, als ob man auf etwas lauschte. In einer Gruppe, so wie heute Abend, kann man dann eine Stecknadel fallen hören. Die anderen sollen denken, dass man immer noch den Geist seines Gegenübers erforscht. Allzu leicht soll es nicht wirken.

»Ja, ich weiß es«, sagte ich. »Sie erinnern sich an Ihren zehnten Geburtstag, als Sie von Ihren Eltern ein Fahrrad bekommen haben.«

»Verdammt«, rief Brian. »Das war es! Das ist unglaublich.«

»Sie schafft es jedes Mal«, betonte Mamie.

»Du hast sie das schon öfter tun sehen?«, fragte Sharon. »Denkt der andere immer an seinen Geburtstag? Ist das der Trick?«

»Nein, es ist immer etwas anderes. Sie findet es jedes Mal heraus«, antwortete Mamie.

»Nicht immer«, meinte Boatie.

»Ich habe nicht immer recht«, stimmte ich ihm zu.

»Aber meistens«, räumte Boatie ein.

»Das ist verdammt abgefahren«, sagte Brian.

Ich gab seine Hand frei und nahm einen Schluck meines nichtalkoholischen Getränks. Ja, ich war mit mir zufrieden. Ich hatte schon oft den Nagel auf den Kopf getroffen, aber das hier war wirklich leicht gewesen. Wenn ich nicht halb betrunken bin, bin ich wirklich noch besser.

»Warum behauptest du, keine übersinnlichen Fähigkeiten zu haben, Hildy?«, fragte Sharon. »Ich hätte das nie gekonnt.«

»Das war wirklich kein Gedankenlesen«, versicherte ich ihr.

»Es ist nicht einmal eine wichtige Erinnerung. Ich habe seit

Jahren nicht an das Fahrrad gedacht«, sagte Brian. »Ich weiß nicht, warum gerade jetzt.«

»Hast du ihm gesagt, er soll an einen Geburtstag denken?«, fragte Boatie.

»Nein«, meinte Mamie, »hast du nicht zugehört? Es hätte alles sein können.«

Peter bemerkte: »Es hätte tatsächlich alles sein können, aber ich glaube, Hildy hat ihm gesagt, er solle an einen Geburtstag denken, habe ich recht?«

»Vielleicht«, erwiderte ich lächelnd.

»Erlaubst du, dass ich versuche, dein Vorgehen aufzulösen?«, fragte er.

»Natürlich, nur zu. Ich bin die Erste, die zugibt, dass es sich um einen Trick handelt. Sag mir, was ich getan habe, das wird lustig.«

»Nun, zuerst einmal habe ich bemerkt, dass du einige suggestive Wörter benutzt hast. Etwa, als du sagtest, du würdest einige Fragen ›präsentieren‹, und dann sagtest du ›Hinweise geben‹. ›Präsentieren‹ zusammen mit ›geben‹ hat dann also vielleicht eine Suggestion gebildet – dass er an eine Erinnerung an ein Präsent, ein Geschenk denken solle.«

»Nein, ich glaube nicht, dass sie das gesagt hat«, erwiderte Brian. »Ich habe genau zugehört, ob sie etwas Suggestives sagt.«

»Doch, sie hat es gesagt«, bekräftigte Peter.

»Habe ich das? Hm.« Ich lächelte. Das machte wirklich Spaß.

»Das hat dann schon mal die Möglichkeiten auf Weihnachten oder einen Geburtstag eingegrenzt. Ich glaube, du sagtest etwas wie ›im Kerzenlicht‹. Nicht wahr? Kerzen. Kerzenlicht.«

Mamie konnte sich nicht zurückhalten. »Ja, Peter, du hast recht. Wer würde da nicht an einen Geburtstag denken? Kerzen? Kerzenlicht?«

»Außerdem«, fuhr Peter fort, »hat Hildy das Wort ›fahren‹ eingebaut, in ›fortfahren‹, eine Assoziation zu einem Fahrrad.

Auch das Wort ›verraten‹, das sie verwendet hat, klingt ein wenig nach ›Fahrrad‹. Solche Assoziationen werden nur unterbewusst hervorgerufen, aber durch die Berührung seiner Hand warst du seinem Unterbewusstsein näher und konntest ihn beeinflussen.«

Ich lachte nur. »Wahrscheinlich ist alles möglich.«

»Danach war es eine klassische kalte Deutung«, sagte Peter zu Brian. »Sie hat Ihnen Fragen gestellt und die Antworten daran abgelesen, wie sich Ihre Augen bewegten. Ihre Finger lagen auf Ihrem Puls. Sie weiß ein bisschen was über NLP, ein paar Techniken aus dem neurolinguistischen Programmieren ... weißt du, was das ist, Hildy?«

Bis dahin hatte ich noch nie davon gehört, weshalb ich den Kopf schüttelte.

»Das sind Techniken, mit denen man Signale deuten kann, die Menschen unbewusst mit ihren Augen oder anderer Körpersprache geben.«

»Oh, so nennt man das also?« Ich lachte. Man stelle sich das vor! Es gab doch tatsächlich eine wissenschaftliche Bezeichnung für etwas, das meine Cousine und ich uns selbst erschlossen hatten.

»Ja, und du bist wirklich gut darin.« Dann sagte Peter zu Brian: »Sie hat Ihnen hauptsächlich Ja-oder-nein-Fragen gestellt, die Sie dann mit Ihren unbewussten Reaktionen beantwortet haben.«

»Ich habe meine Augen nicht bewegt, das weiß ich. Sie hat mir gesagt, ich solle sie nicht bewegen«, erklärte Brian.

»Weshalb es für Sie nahezu unmöglich war, sie ruhig zu halten«, sagte Peter. »Nachdem Sie ihr verraten hatten, dass es kein Geschenk im Haus war, war es recht einfach. Für welches Geschenk würde ein Zehnjähriger schon nach draußen gehen müssen?«

»Das verstehe ich aber nicht«, meinte Mamie. »Es hätte doch auch ein Pony sein können. Irgendwas.«

»In South Boston?«, schnaufte Boatie.

»Alles stimmt«, gab ich zu.

Mamie sagte: »Aber da ist noch mehr dabei. Ich habe schon so oft gesehen, wie sie es getan hat, es war immer anders.«

»Bitte versteh mich nicht falsch, Hildy, ich bin beeindruckt«, sagte Peter.

»Oh, vielen Dank«, erwiderte ich.

Ich war wirklich geschmeichelt. Peter ist schließlich auch ein Menschenleser. Darauf basiert Psychiatrie, nehme ich an. Ich fragte mich, wie leicht ich ihn würde lesen können. Ich hatte mich noch nie an einem anderen guten Menschenleser versucht.

Wie immer verabschiedete ich mich direkt nach dem Dessert und ging zufrieden und stocknüchtern zu meinem Wagen. Dafür bin ich meinen Töchtern und ihrer Intervention wirklich dankbar. Früher bin ich in meinem Range Rover durch die Stadt geschwebt – betrunken natürlich. Jetzt kann ich das zugeben. Ich dachte, ich wäre sicher, war überzeugt, dass ich sogar besser fuhr als nüchtern. Ich kreuzte durch die Stadt, an Bäumen vorbei, an Häusern. Langsam. Sehr langsam. Blinkte und lächelte. Strahlte. Natürlich war es am nächsten Tag wie ein schlechter Traum, wenn ich mich leicht panisch an meinen Weg zu erinnern versuchte. Manchmal konnte ich mich überhaupt nicht erinnern, wie ich nach Hause gekommen war, und jetzt war ich dankbar, dass dieser Wahnsinn hinter mir lag. Kein Alkohol am Steuer mehr. Keine Vorwürfe am nächsten Morgen.

Als ich zu Hause ankam, war es noch nicht mal elf. Die Mädchen freuten sich sehr, mich zu sehen. Ich habe zwei Hündinnen – Babs und Molly –, beides Mischlinge. Babs ist ein Teil Terrier und kann ziemlich garstig werden. Man sollte sich ihr nicht mit ausgestreckter Hand nähern, wenn man sie nicht kennt. Am besten lässt man sie kommen, was sie irgendwann auch tut – mit gefletschten Zähnen. Molly ist ein Border-Collie-Mischling und

ihr IQ ein klein wenig höher als meiner, was manchmal anstrengend ist. Sie lächelt einen an, wenn sie einen begrüßt – sie zieht die Lippen zurück und verengt die Augen in einem lächerlichen Flehen, was genauso anstrengend ist, besonders wenn sie wie an jenem Abend auch noch winselt.

Ich öffnete die Haustür, und die Mädchen stürzten aus dem Haus und rannten vor mir her zur Garage. Unsere Garage ist ein alter Bootsschuppen. Ich sage »unsere«, auch wenn nur noch die Hunde und ich hier leben. Das Haus steht direkt am Anawam River, einem Salzwasserfluss, der etwa hundert Meter flussabwärts in den Atlantik fließt. Der alte MG meines Ex-Mannes Scott ist noch im Bootshaus. Ich habe ihm oft gesagt, er solle ihn mitnehmen. Irgendwann einmal erklärte Emily, er hätte ihn ihr geschenkt, doch sie lebt in New York, weshalb er immer noch in meiner Garage steht. Er ist seit Jahren nicht gefahren worden. Mäuse haben unter der Motorhaube genistet, und auf dem Vordersitz sieht man noch Spuren ihrer Nester.

Die Hunde winselten und kratzten an der alten Holztür des Bootshauses, bis ich sie aufschob. Sie schossen hinein und schnüffelten aufgeregt mit hoch erhobenen Schwänzen in den Ecken des schiefen Schuppens. Ich suchte in meiner Tasche nach den Schlüsseln. Babs hat im Bootshaus einmal eine Ratte erwischt, und daran erinnern sich die Mädchen noch immer. Sie sind immer auf der Jagd, wenn wir hier sind. Ich auch. Mein Herz schlägt schneller, wenn ich den Kofferraum des alten MG aufschließe. Dort bewahre ich meinen Wein auf. Etwas anderes trinke ich mittlerweile nicht mehr. Wein. Kein hartes Zeug mehr. Ich bestelle ihn im Internet bei einem Gut in Kalifornien. Kalifornischer Wein schmeckt hervorragend, und ich weiß gar nicht, warum ich ihn früher so selten getrunken habe. Ich hatte immer das Gefühl, von Wein einen stärkeren Kater zu bekommen als von Wodka. Jetzt versuche ich, es nicht zu übertreiben. Ich versuche es wirklich, doch an manchen Abenden weiß ich nicht

mehr, dass ich ins Bett gegangen bin. Na und? Ich würde gerne nach Hazelden zurückfahren und das in der »Gruppe« vorbringen. Das könnte eine interessante Diskussion ergeben. Ist ein Filmriss ein Filmriss, wenn ihn niemand merkt? Nicht einmal man selbst? Ich würde sagen, nein. Als ob im Wald ein Baum umfällt – wen interessiert das schon?

An den meisten Abenden genehmige ich mir aber nur ein paar Gläser. Ich habe meine abendliche Party lieb gewonnen. Ich muss nicht mit anderen ausgehen – den anstrengenden anderen –, mit ihren Urteilen und den hastig ausgetauschten Blicken. Heimliche Freuden sind immer aufregender als ehrliche. Das ist wahrscheinlich auch das Aufregende an Ehebruch, das Verurteilte und Sündige unter dem Mäntelchen alltäglicher Tugendhaftigkeit. Aber ich bin ja nicht allein mit meinem Wein, die Mädchen sind auch immer hier, und in warmen, mondhellen Nächten ziehe ich mich manchmal auf der Terrasse aus und gehe mit den Hunden im Fluss schwimmen. Der Abend nach Wendys Party war so einer, auch wenn der Mond kaum zu sehen war. Es war nur eine ungewöhnlich warme Juninacht. Wendy hatte den ganzen Abend davon gesprochen, wie sie immer das beste Wetter für ihre Partys »herzaubert«. Jetzt saß ich auf der Terrasse mit meinem Wein und meinen Hunden und war nach dem zweiten oder dritten Glas endlich zu Hause.

In Hazelden kamen immer diese AA-Redner zu den abendlichen Treffen, um uns ihre Geschichten zu erzählen. Einige waren richtig lustig, während andere natürlich herzerreißend waren. Eines Abends begann ein Mann seine Rede mit folgenden Worten: »Ich kam auf die Welt ohne die drei Drinks, nach denen es mir erst gutging ...« An diesem Punkt fragte ich mich, ob meine Töchter nicht vielleicht recht hatten, dass ich zu viel trank. Bis dahin war ich davon überzeugt gewesen, nicht hierherzugehören. Ich wusste, ich war keine Alkoholikerin. Wenn meine Töchter einen richtigen Alkoholiker sehen wollten, hätten sie



meine Mutter treffen müssen. Sie konnte wochenlang nichts trinken, aber wenn sie dann auf Sauf tour ging, war sie tagelang betrunken. Mein Dad suchte sie in den örtlichen Bars. Manchmal fanden wir sie nach der Schule bewusstlos auf dem Küchenboden. Ich trank nie vor fünf Uhr nachmittags. Ich trank nie allein (vor dem Entzug). Aber ich wusste, was dieser Typ damit meinte, dass ihm von Geburt an drei Drinks fehlten. Ich musste an mein allererstes Bier denken, das ich in einer Sommernacht mit einigen Kids unten am North Beach trank. An die köstliche Erleichterung. An meinen Ex-Mann Scott, der immer gesagt hatte, ich solle nach dem dritten Drink aufhören. »Dann verlierst du die Kontrolle«, hatte er gesagt. Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete. Nach ein paar Drinks habe ich überhaupt erst das Gefühl, die Kontrolle zu haben.

Aber jeder ist anders. Warum müssen wir alle gleich sein? Das würde ich meine Töchter gerne fragen. Wie sie an dem betreffenden Abend die ganze Zeit von dem Schaden sprachen, den ich angerichtet hätte. *Schaden*. Tess kiffte während der gesamten Highschool, hat es nach Wesleyan geschafft und das Studium mit magna cum laude abgeschlossen. Emily ... nun, Emily ist Bildhauerin. Ihren Lebensstil in New York könnte sie ohne meine Unterstützung nicht aufrechterhalten. Aber wird mir dafür gedankt? Natürlich nicht. Ich weiß, das klingt verbittert, aber das bin ich nicht. Es ist besser so. Ich muss mir keine Sorgen mehr machen, dass man mir keinen Alkohol mehr ausschenkt, bevor ich genug hatte. Keine Reue mehr am nächsten Tag.

Jetzt bleibe ich abends daheim und verwandle mich bei klarem Verstand in mich selbst. Meine Töchter fänden das traurig, aber für mich sind es einige der schönsten Momente im Leben, wenn ich mich bequem in mich selbst zurückverwandeln kann. Nicht mehr jeden Abend. Nein, nicht mehr jeden Abend. Doch nach Wendys Party strahlte meine Terrasse in der wunderbaren Dunkelheit eine so herzliche Atmosphäre aus. Als ich die letzten

Tropfen der Flasche in mein Glas füllte, war ich vollständig transformiert. Ich war ich selbst. Ich war endlich wieder ich selbst.

Ich ließ meinen Rock fallen und zog meine Unterhose aus, ebenso wie meine Bluse und den ausgefransten alten BH. Ich bin sechzig Jahre alt. Mein Bauch ist schlaff, meine Brüste hängen, und meine Beine sind abgemagert. Ich habe seit Jahren keinen Badeanzug mehr getragen, aber ich schwimme gern. Ich liebe das Wasser, das habe ich schon immer, und ich mag das Gefühl der Nacht auf meiner Haut.

Wie schon gesagt, der Mond war kaum zu sehen, doch ich kenne den Weg, und als ich mit den Hunden den sandigen, mit Kiefernnadeln übersäten Pfad entlangging, fühlte ich mich wie eine Art primitive Jägerin, vielleicht wie eine Anawam-Squaw. Am Flussufer trank ich von meinem Wein und spürte den weichen Schlamm des Flussbettes unter meinen Füßen und wie er sich an meinen Knöcheln hinaufarbeitete, wie ein Paar geisterhafter Seidenstrümpfe. Ich nahm einen letzten Schluck, ließ das Glas in den weichen Sand fallen und stürzte mich in den eiskalten Fluss, lachend und nach Luft schnappend. Die Hunde bellten aufgeregt.

Wie unglaublich köstlich dieser Wein doch war. Und ich hatte eine ganze Kiste davon. Genug für mich. Es würde immer genug für mich da sein.